





«U plötzläch bisch wiä uf Drogä»

Mit dem einzigen hauptberuflichen
Schweizer Goldwäscher am Napf

Text: Samuel Schlaefli, Bild: Philippe Hollenstein

Anmutig und ohne Hast schwingt Stefan Grossenbacher seine «Pfanne» langsam im Kreis. Wasser schwappt über den schwarzen Plastikteller, einige grössere Steine purzeln zurück in die Grosse Fontanne, wie der Bach zu Füssen des Napfs heisst. Dieser zieht hier tiefe Kerbtäler durch die Nagelfluh und wäscht das über Jahrtausende angelagerte Gold langsam aus. Stefan taucht die Pfanne abermals in den Bach und schwingt mit dem Wasser die feineren Kiesel über den Rand. Seine ganze Aufmerksamkeit gilt den Steinen zwischen seinen Händen; die Umgebung scheint für einen kurzen Moment aufgelöst. Nach dem fünften Durchgang liegt nur noch schwarzer, schwerer Quarzsand in der Pfanne – Hämatit, Magnetit und Ilmenit. Dazwischen glänzen drei winzige Flocken: Goldflitter, so schwer, es scheint, als blieben sie an der Pfanne kleben.

Die Flitter haben es Stefan schon früh angetan. Als Zwölfjähriger fuhr er mit seinem Vater zum ersten Mal an die Grosse Fontanne. Seine goldene Abenteuerlust entbrannte, nachdem er in einem Buch von Goldvorkommen und -wäschern im Napfgebiet gelesen hatte. Mit einer alten Radkappe vom Abbruch stieg Stefan zum ersten Mal in den Bach und träumte fortan von einer Goldwäscherkarriere. Doch er realisierte früh: Goldwaschen in der Schweiz würde nie mehr sein als ein Hobby. An einem guten Tag wäscht er in der Grossen Fontanne bis zu einem Gramm mit 99 Prozent Goldgehalt. Schweizer Gold lässt sich zwar zu Sammlerpreisen verkaufen, ein Gramm bringt aber trotzdem nicht mehr als 200 Franken. Kein Stundenlohn, von dem es sich leben lässt. Und effizienteres, maschinelles Goldwaschen in der Schweiz ist unrealistisch: Die Ornithologen, Fischer, Archäologen,

Gemeindevertreter, der Kanton und das BAFU – die Liste an einspracheberechtigten Akteuren liesse sich beliebig fortsetzen, der bürokratische Aufwand für eine Bewilligung wäre immens. «Da schtigsch lieber vo afang a i Flüger.»

Der Traum vom eigenen «Claim»

Wenn Stefan beim Goldwaschen innehält und seine Pfanne bedächtig aufs Wasser setzt, um danach langsam und überlegt zu sprechen, erinnert er an einen Zen-Buddhisten. An einen, der schon viel Wasser den Rhein hinunter fließen sah. Den Abenteurer gibt man ihm erst, wenn er von seinen Prospektions-Expeditionen erzählt. Zum Beispiel von derjenigen in Liberia, anno 1987, als er sich mit seinem Bruder und «Dänu», einem guten Freund, auf die Suche nach einem eigenen «Claim» machte, einem Flussabschnitt, der ihnen exklusiv zum maschinellen Goldwaschen zur Verfügung steht. Der Trip stand von Beginn an unter keinem guten Stern: Mit Militärschuhen, Khaki-Hose, Camouflage-Jacke und Bürstenhaarschnitt weckte er bei der Flughafenpolizei in Monrovia den Verdacht, als amerikanischer Spion eingereist zu sein. Sie wollten ihn gleich einbuchen.

Stefan lernte schnell, wen es zu welchem Zeitpunkt mit welchem Betrag zu schmieren galt. Mit Hilfe eines «gemieteten» Offiziers gelangten die Freunde schliesslich an den zu prospektierenden Fluss. Stefan stellte kurzerhand 18 Mann in seinen Dienst, für zwei Dollar und eine halbe Reisschale pro Tag – mehr als der Tagesverdienst eines Polizisten in der Hauptstadt, wie Stefan beteuert. Bei unerträglich feuchter Hitze schaufelten ihm die Männer bis zu drei Meter tiefe Löcher in den Bach. Aus diesen können Stefans kundige Augen allerlei Informationen zur Geologie und Geschichte des Bachbetts, sowie zu dessen Potential für einen reichhaltigen Goldfund lesen. Einige Stellen versprachen viel Gold; er wäre wohl zurückgekehrt, hätte nicht kurz nach Stefans Abflug in Liberia ein Bürgerkrieg begonnen. Er versuchte sein Glück mit einer weiteren Expedition in Ghana. Dort musste er für eine Prospektions-Bewilligung jedoch erst bei den lokalen Dorfkönigen vorstellig werden. Mit Schnaps, ein wenig Barem und einem geschlachteten Schaf wurden die Dorfgeister seinem Projekt gegenüber gütig gestimmt. «Abentür und Survival», hätten sie damals gesucht, irgendwann aber realisiert, dass die Abhängigkeit von Dorfkönigen, die undurchsichtigen Gesetze und abergläubischen Rituale keine Basis für den Aufbau ihres Geschäfts sind.

Eldorado in Neuseeland

Diese Basis fand er schliesslich 1994 in Neuseeland, wo bereits kurz nach dem ersten Goldrausch in Kalifornien von 1849 extensiv nach Gold gegraben wurde. Drei

Monate lang studierte Stefan in den Archiven von Bibliotheken in Wellington die Geschichte und Geologie Neuseelands. Er vertraute dabei darauf, dass die «Diggers» von damals genau wussten, weshalb sie sich bestimmte Stellen vorgeknöpft hatten. Diesen ging er nach und prospektierte Flussläufe im ganzen Land. Tagelang stocherte er mit seiner Schaufel in den Bächen und tauchte in Flussläufe ab, um deren Geologie und Strömungsverhältnisse besser kennen zu lernen. Dutzende Anträge, Gutachten und Konsultationen mit Beschwerdeführern später hatte Stefan seine 27 Kilometer Pomahaka River auf der Südinsel zur Pacht. Seither verbrachte er jeden Schweizer Winter, sprich den neuseeländischen Sommer, im Wohnwagen an seinem Claim. Dort bearbeitete er mit einer «Dredge», einer Art schwimmendem Unterwasser-Staubsauger zum Ansaugen und Filtrieren von Bachgeröll, Stück für Stück «sein» Bachbett. Den Pomahaka-Claim verkaufte Stefan jedoch bereits nach vier Jahren wieder und beantragte einen Neuen am Grey River. Dort ist der Einsatz von grösseren Dredges erlaubt, was einen höheren Durchsatz und damit auch mehr Gold bringt.

Viele seiner Kursteilnehmer am Napf würden ihm von ihren Träumen eines abgeschiedenen Goldgräber-Lebens erzählen, sagt Stefan. Doch die meisten Mochtégern-Aussteiger haben falsche Vorstellungen. Sieben bis neun Stunden tauchte Stefan in Neuseeland mit seinem Staubsauger täglich im sechs Grad kalten Wasser. 35 Kilogramm Blei am Gurt, damit er von der Strömung nicht mitgerissen wurde, versorgt durch den Sauerstoff aus einem Kompressor auf der Dredge. Trotz zwei übereinander gestülpten Neoprenanzügen und dem Warmwasser, das mit einem Durchlauferhitzer in seinen Anzug gepresst wurde, stieg er zum Mittagessen oder nach vollendeter Arbeit am Abend auf allen Vieren aus dem Bach, erzählt Stefan. «De chasch d Hand- und Fuessglänk fasch nüm bewegä. Ds Muu isch toub und du bringsch kes Wort meh über d'Lippä.»

Meditation unter Wasser

Wieso tut man sich das an? Ist es Selbstkasteiung oder die Hoffnung auf plötzlichen Reichtum? «Wenn dä schtundelang ds gliche machsch, de hörsch mit dr Zit uf dänkä. U plözläch hesch dr Durchblick; weisch uf ds Mau was wäsentläch isch; was wichtig und unwichtig isch im Läbä.» Das ist nur ohne Ablenkung möglich. Stefan hatte in Neuseeland weder Fernseher noch Zeitung, das Radio schaltete er nur für die Wetterprognosen ein. Alle zehn Tage ging er einmal ins nächstgelegene Dorf, um dort Benzin und Essen zu besorgen – der einzige kurze Kontakt mit der Zivilisation. «Diä meischtä Goudgräber si Einzugänger; mir suächä d'Abschidäheit.»





Aufregend wird das zurückgezogene und anstrengende Goldgräber-Leben jedoch, wenn auf einmal ein Stück Flussbett vor lauter Gold zu glitzern beginnt. Tausende Flitter, die nur darauf warten aufgesaugt zu werden. «Denn bisch plötläch wiä uf Drogä.» An solchen Tagen förderte Stefan eine kleines Hämpfchen Gold von bis zu 135 Gramm, das er später für 5 000 Franken an die Giesserei verkaufte.

Seinen Claim in Neuseeland hat er mittlerweile weitergegeben. Dank der steigenden Goldpreise und dem dadurch ausgelösten Goldrausch in Neuseeland zu traumhaften Konditionen. Nach seinem letzten halbjährigen Aufenthalt habe ihn sein zweijähriger Sohn nach der Rückkehr beinahe nicht mehr wiedererkannt, erzählt Stefan. Das gab ihm zu denken. Erst wenige Tage vor dem Treffen an der Grossen Fontanne kam Stefans zweites Kind zur Welt. Nun bleibt er zuhause. «Ig weiss o no nid genau wiäs de tuet, we ig nöchschts Jahr nümme cha gah.» Das Goldwaschen gänzlich aufgeben würde er aber trotzdem nie. «Wär einisch viu Goud gfunde het, isch vom Fieber befauä und das begleitet eim z'Läba lang.» ■

Samuel Schlaefli ist freischaffender Journalist, Philippe Hollenstein selbständiger Fotograf. Für Magazin- und Ausstellungsbeiträge arbeiten sie regelmässig zusammen.

AUSFLUGSTIPP

☛ Zum Goldsucher-Mekka der Schweiz, der Grossen Fontanne unterhalb des Napfs, gelangt man mit dem Postauto ab Wolhusen Richtung Doppleschwand/Romoos. Aussteigen an der Haltestelle Brüggweid und 100 Meter in Fahrtrichtung weiterlaufen, bis man die Wydigbrücke erreicht. Dort führt rechter Hand ein schmaler, steiler Weg den Wald hinunter zur Grossen Fontanne. Weitere goldreiche Napfbäche sind die Luthern, der Hämelbach, der Chrümpelgraben, die Emme, der Churznei- und Hornbach. Wer seine Goldausbeute steigern will, kann bei Stefan Grossenbacher Goldwasch-Kurse für Anfänger und Fortgeschrittene buchen, T. 041 622 13 90 und goldsuchen.ch

Siehe auch: Hotel und Gastro S. 93.